

S.O zial al



Im Brennpunkt: Pflegefinanzierung

Pflege von morgen

Wir werden immer älter, die Kosten für Betreuung und Pflege steigen. Wie werden die beiden Konzepte definiert und wer soll für die Finanzierung aufkommen?

Seite 6

Nachgeforscht: Mutter-Kind-Angebote im Kanton Zürich

Doppelte Zielgruppe, doppelte Herausforderung?

Seite 2

Soziale Arbeit im Ausland: Malaysia

Gelebtes Multikulti

Seite 4

Alumni: Nadia Boscardin, Geschäftsführerin von Werkstätte und Wohnheim Rotacker

Ausserhalb der Komfortzone

Seite 8

Gastrecht: Peter Beresford

Wissensquellen

Seite 10

Hinterfragt: Supervision

Mehr als Psychohygiene

Seite 12

Doppelte Zielgruppe, doppelte Herausforderung?

Wenn Mütter und Kinder gemeinsam platziert werden: Über Herausforderungen für die Adressatinnen und die Praxis Sozialer Arbeit im normativen Feld «gelingender Mutterschaft».

von Samuel Keller, Renate Stohler und Clara Bombach

Im Kanton Zürich sind in den letzten Jahren unterschiedliche stationäre Angebote für Mütter mit Kindern (MuKi) entstanden. Die MuKi richten sich an Frauen in den letzten Schwangerschaftsmonaten beziehungsweise Frauen mit Säuglingen oder Kleinkindern, die über kürzere oder längere Zeit nicht allein für das Wohl des Kindes sorgen können. Dies zum Beispiel aufgrund einer belasteten Lebenssituation, psychischer Probleme oder weil sie minderjährig sind und weder allein noch bei ihrer Familie leben können. Nur vereinzelt werden auch Väter und selten Eltern oder Partner der Mütter mitadressiert. Alle

MuKi verfügen über je ein eigenes Konzept, in dem Zielgruppe, Zielsetzungen, Arbeitsweise sowie Wohn- und Betreuungsmöglichkeiten beschrieben sind. Welche Qualitätsmerkmale und Wirkungsanforderungen für diese Angebote gelten sollen, blieb lange unklar und wurde nun in einer Studie der ZHAW Soziale Arbeit, Institut für Kindheit, Jugend und Familie, im Auftrag des Amtes für Jugend und Berufsberatung (AJB) erforscht.

Weshalb gemeinsam platziert wird

Die Unterbringung von Mutter und Kind in einem MuKi ist eine Massnahme zum Schutz

des Säuglings oder Kleinkinds. Durch den gemeinsamen Aufenthalt mit der Mutter in einer Institution soll eine für das Kind gefährliche Krisensituation entschärft und gleichzeitig eine Trennung von Mutter und Kind durch eine Fremdplatzierung vermieden werden. Im Zentrum jedes Aufenthalts steht daher die Sicherung des Kindeswohls, indem Mütter in ihrer Entwicklung unterstützt und begleitet, Vertrauen aufgebaut und Zukunftsperspektiven geschaffen werden. Während des Aufenthalts werden die elterlichen Kompetenzen der Mutter abgeklärt und die Erziehungs- und Alltagskompetenzen ge-



zielt gefördert, sodass sie nach dem Austritt ein möglichst selbständiges Leben mit dem Kind führen kann. Fehlen Möglichkeiten oder Bereitschaft seitens der Mutter oder ihres Umfelds, etwas an der Situation zu ändern, wird das Kind zu seinem Schutz in einer Pflegefamilie oder in einem Heim platziert.

Im Rahmen der von 2013 bis 2015 laufenden Studie wurden die Konzepte von sieben MuKi im Kanton Zürich analysiert und die professionellen Handlungsorientierungen der Fachpersonen mittels Gruppeninterviews und Fragebögen erfasst. Im Fokus standen vor allem auch die Perspektiven und Verläufe von 30 Müttern und ihren Kindern, die nach dem Eintritt in das MuKi und beim Austritt interviewt sowie zusätzlich mit (halb)standardisierten Instrumenten befragt wurden. Um Aussagen zur Nachhaltigkeit erzielter Erfolge und zu den weiteren Lebensverläufen der Frauen machen zu können, wurden acht ausgewählte Mütter ein halbes Jahr nach ihrem Austritt ein drittes Mal befragt. So konnten sieben zentrale Herausforderungen und damit verknüpfte Leitfragen definiert werden. Diese dienten der Entwicklung von Qualitätsmerkmalen für diese komplexe gemeinsame Platzierungsform. Nachfolgend wird exemplarisch auf zwei der insgesamt sieben Leitfragen eingegangen: auf die doppelte Anspruchsgruppe und auf den Miteinbezug relevanter Menschen.

Die doppelte Anspruchsgruppe

Wie kann im Dreieck Kind – Mutter – Angebot auf das Ziel der Kindeswohlsicherung hingearbeitet werden? Die Ergebnisse der Studie zeigen, dass die Bedingungen sehr komplex werden, wenn teils noch sehr junge Kinder zusammen mit ihren Müttern (oder sehr selten auch Vätern) in derselben Institution wohnen. Dies im Unterschied zu Institutionen, die ausschliesslich Kinder aufnehmen und mit den Eltern, die ausserhalb leben, unterschiedlich intensiv zusammenarbeiten. Üblich ist in solchen Institutionen der Kinder- und Jugendhilfe, dass Kinder und Jugendliche getrennt von ihrem Herkunftssystem leben und mit ihnen auch individuelle Ziele gesetzt werden können. MuKi stehen vor der Herausforderung, ihren Fokus gleichzeitig auf Kind und Mutter zu richten. Doch wie arbeitet man mit Mutter und Kind gleichzeitig an der Kindeswohlsicherung?

Von den Mitarbeitenden wird insbesondere die doppelte Doppelfunktion von Hilfe und Kontrolle gegenüber Mutter und Kind als zentrale Herausforderung wahrgenommen. Da sie mit jeder Frage oder Beobachtung die

mütterlichen Kompetenzen infrage stellen könnten, entsteht seitens der Mütter häufig grosses Misstrauen und Verunsicherung. Dies wiederum erschwert ein auf Vertrauen basiertes, gemeinsames Hinarbeiten auf eine eigenständige Gewährleistung des Kindeswohls durch die Mutter. Schliesslich hemmt Misstrauen auch eine offene Kommunikation, die eine zunehmende Übergabe von Verantwortungen an die Mutter begünstigen würde. Gross scheint die stete Unsicherheit der Mütter darüber zu sein, inwiefern und wann sie zusammen mit dem Kind unterstützt oder aber als Gefahr für das Kindeswohl betrachtet und überwacht werden. Diese uneindeutigen Situationen im MuKi-Alltag stellt die Mütter permanent vor die Frage, was von ihnen nun bewiesen und explizit erreicht werden muss, damit sie eine «gelingendere Mutterschaft» beweisen können und so ihr Sorgerecht nicht verlieren. Die zentralen Fragen zur gezielten Unterstützung von Mutter und Kind lauten deshalb: Wie können der Mutter und idealerweise auch anderen Personen aus ihrem nahen sozialen Umfeld relevante non-formale Fähigkeiten und Themen vermittelt werden, ohne sie blosszustellen, zu verängstigen oder in eine Blockade zu bringen? Und wie behält man dabei Befinden und Bedürfnisse des Kindes im Auge?

Der Miteinbezug relevanter Menschen

Wie und wo wird das soziale Umfeld der Mütter während der Zeit im MuKi einbezogen? Der starke Fokus auf die Arbeit mit den Müttern, um das Kindeswohl zu sichern, spiegelt sich auch in einer unklaren Gestaltung des Einbezugs der sozialen Netze wider. Dabei haben die Interviews mit Müttern ein halbes Jahr später deutlich gezeigt, dass gerade das soziale Umfeld als zentrale Ressource zur Gewährleistung des Kindeswohls nach dem Austritt aus der Institution verstanden werden muss.

Weiter belegen die Daten, dass die soziale Isolation der Mutter während des Aufenthalts im MuKi zunimmt. Verschiedentlich wird zwar versucht, mehr mit dem Umfeld zu arbeiten, aber als zu unterstützende Ressource werden von Fachpersonen vor allem personenbezogene Eigenschaften der Frauen (und teils auch der Kinder) genannt. Ein Grund hierfür könnte sein, dass Schnittstellen zum sozialen Umfeld finanziell und konzeptuell nur sporadisch gesichert sind. Hinzu kommt, dass die oft ebenfalls von Prekarität oder Gewalt geprägten sozialen Netze eine adäquate Gestaltung eines Miteinbezugs in den Hilfeprozess erschweren. Ähnliche Begründungen sind auch auszumachen, weshalb Besuche von

(häufig ebenfalls belasteten) Kindsvätern oder Partnern räumlich, durch Hausordnung und Tagesstruktur oder durch die Distanz zum Wohnort eingeschränkt werden. Noch wichtiger sind die sozialen Beziehungen aus Sicht der Kinder, für die mit dem Auszug aus der Institution in den meisten Fällen ihre erste Lebensphase endet. Die Gestaltung und Anschlussfähigkeit von Beziehungen und vertrauensvollen Kontakten müssen gerade für sie auch über den Austritt hinaus konstant aufgebaut und ermöglicht werden. Noch geben viele Mütter an, dass ihre Kinder den Auszug aus der Institution als sehr belastend erleben.

Mutter-Kind-Institutionen als Brennglas für nicht bewusste Annahmen

Abschliessend betrachtet scheint es, als ob die Herausforderungen der MuKi nur auf den ersten Blick mit der (doppelten) Anspruchsgruppe und den spezifischen sozialen Konstellationen zusammenhängen. Auf den zweiten Blick wird vielmehr deutlich, dass die Platzierung von Müttern (oder Vätern) zusammen mit ihren Kindern dazu führt, dass dringend Antworten auf oft vernachlässigte Fragen benötigt werden. So können MuKi durchaus als Brennglas hoch relevanter Wirkfaktoren der Sozialen Arbeit betrachtet werden – in Bezug auf oft nicht bewusste Annahmen und Bilder von Familie, gelungenem Aufwachsen und Elternschaft, von Angehörigen in prekären Lebenssituationen wie auch in Bezug auf den Einflussbereich der Gesellschaft. Zur kritischen Hinterfragung dieser sensiblen und normativ aufgeladenen Themen benötigen die Fachpersonen zwingend genügend Raum – beispielsweise im Rahmen fokussierter Weiterbildungen oder einer Supervision. Arbeitssituationen, vor allem auch bei einer möglichen Trennung von Mutter und Kind, können für sie sehr belastend werden. Dies wiederum verhindert eine fachliche Begleitung und Vorbereitung von Mutter und Kind auf die Zeit nach dem Austritt aus dem MuKi.

Forschungsteam:

Renate Stohler, Samuel Keller, Clara Bombach, Bujare Ibrahimi, Thomas Gabriel, alle ZHAW Soziale Arbeit, Institut für Kindheit, Jugend und Familie

Mutter-Kind-Angebote

Weitere Angaben zum Projekt sowie der vollständige Schlussbericht zum Herunterladen finden sich unter:

➤ www.zhaw.ch/sozialearbeit/muki

Gelebtes Multikulti. Malaysia hebt sich in vielerlei Hinsicht von anderen muslimischen Ländern ab. In Sachen Gleichstellung gibt es aber noch Luft nach oben. Eine von Frauen gegründete NGO macht sich dafür stark.

von Vera Bärswyl

Wer das südostasiatische Malaysia noch nicht bereist hat, sollte dies eines Tages unbedingt tun. Malaysia bietet alles, was man zum Wohlfühlen braucht: eine vielfältige Natur, gastfreundliche und interessierte Menschen, eine bunte Küche und ewigen Sommer. Die einladende Atmosphäre lässt einen sich schnell heimisch fühlen. Dass die Menschen sehr zufrieden sind und die Kriminalitätsrate im Allgemeinen sehr tief ist, verdankt das Land unter anderem einer Besonderheit, von der so manches Land noch weit entfernt ist: dem friedvollen Zusammenleben verschiedener Religionen und Ethnien. Obwohl der Islam die Staatsreligion ist, gehören nur etwa 60% der Bevölkerung dieser Glaubensrichtung an. Gefolgt wird sie von Buddhismus mit rund 20%, Christentum mit rund 10%, Hinduismus mit rund 6% und weiteren Religionen. Die Religionsfreiheit ermöglicht allen Glaubensgemeinschaften, ihre Feste und Bräuche in und mit der Öffentlichkeit zu teilen. So stehen Moschee, Tempel und Kirche oftmals direkt nebeneinander, ohne dass sich jemand daran stört. Der Staat übt allerdings eine gewisse Diskriminierung gegenüber nichtmuslimischen Menschen aus. So werden muslimische Schulen, Organisationen und Moscheen staatlich unterstützt. Rechtlich gesehen müssen alle Malaien muslimisch sein, was sogar im Pass ausgewiesen ist. Sie verlieren beim Konvertieren den Status als ursprüngliche Malaien mit sämtlichen Privilegien. Trotz oder gerade wegen dieser Tatsache unterstützt die Regierung des Staats Penang die Kulturverständigung tatkräftig. So ist bei den zahlreichen kulturellen Veranstaltungen über das ganze Jahr eine ethnische Durchmischung der Besuchenden erwünscht und wird teilweise auch von den Religionsgemeinschaften weitergetragen. Ein schönes Beispiel dafür ist der Auftritt einer indisch-malaysischen Tanzgruppe am chinesischen Neujahrsfest.

Staat und NGOs unterstützen Hand in Hand
Die professionelle Soziale Arbeit in Malaysia hat ihre Anfänge in den 1930er Jahren, her-

vorgerufen durch die britische Kolonialverwaltung, die ihren Fokus auf die Wanderarbeiter aus Indien und China legte. 1946 wurde das erste Departement für Sozialhilfe gegründet, da Themen wie Jugenddelinquenz und Armut in den Vordergrund traten. Neben finanzieller Unterstützung für Bedürftige gehörte die Heimpflege für ältere Menschen und Menschen mit Behinderung zum Arbeitsfeld der Sozialarbeitenden. Weiter waren sie in Bewährungsprogrammen für straffällige Jugendliche oder in Schutzhäusern für Frauen und Mädchen tätig.

Heute leisten neben den staatlichen Organisationen unzählige NGOs essentielle Arbeit und ergänzen durch ihre spezifischen Themenfelder wie Kinderschutz oder Frauenrechte das staatliche Welfare Department. Die Angebote der NGOs richten sich einerseits gezielt an bestimmte ethnische Gruppen, was bei Kinderheimen sehr deutlich wird. So existieren buddhistische Heime für Kinder von chinesischen Malaien oder hinduistische Heime für indisch-malaysische Kinder. Im Gegensatz dazu spiegelt sich die Toleranz für Diversität der malaysischen Bevölkerung in anderen Bereichen wider, wie in der Altenpflege, wo die Klientel sowie die Angestellten von verschiedenster Herkunft sind. Interessant ist die Tatsache, dass es keine Anlaufstellen, Therapien oder Prävention im Suchtbereich gibt. Wie in muslimischen Ländern üblich ist der Konsum von Suchtmitteln verpönt oder sogar verboten. Auf Besitz und Handel mit illegalen Substanzen drohen Stockhiebe, hohe Bussen oder gar die Todesstrafe. Suchterkrankte werden zu Hause von der Familie betreut und sind in der Öffentlichkeit nicht sichtbar. Ein weiterer grosser Unterschied zur Sozialen Arbeit, wie wir sie kennen, ist der Umgang mit Langzeitarbeitslosigkeit. Das staatliche Welfare Department unterstützt nur bedürftige Personen wie Alleinerziehende, Menschen mit Behinderung und ältere Menschen. Wer jung und arbeitsfähig ist, kann keine Gelder beantragen.

Grundsätzlich bietet das Welfare Department Unterstützung mit wenig Betreuungscharakter und die NGOs sind für Dienstleistungen über die Finanzierung hinaus zuständig. Dies liegt unter anderem daran, dass die Angestellten in den NGOs besser geschult werden und diejenigen des Welfare Department befördert werden, sobald sie auf einer professionellen Stufe angekommen sind. Die Zusammenarbeit ist unabdingbar, da die NGOs über das professionelle Wissen verfügen, das Welfare Department aber die gesetzlichen Kompetenzen hat, beispielsweise im Kinderschutz.

WCC – eine NGO mit feministischem Ansatz
Die Offenheit und Toleranz in Malaysia zeigt sich auch in Sachen Frauenrechte. Die islamischen Malaiinnen unterscheiden sich kaum von Frauen anderer Religionen. Ihnen sind keine einschränkenden Gesetze auferlegt und sie haben Zugang zu Bildung, freie Berufswahl und müssen sich nicht verschleiern. Dennoch ist häusliche Gewalt leider ein verbreitetes Problem.

Die Frauen im Staat Penang und aus der nördlichen Region hatten lange keine Anlaufstelle: 1985 dann gründeten fünf Frauen das Women's Centre for Change (WCC), unter ihnen Rechtsanwältinnen, Lehrerinnen und Heimleiterinnen. Heute besteht das WCC-Team aus insgesamt 15 Festangestellten aus Sozialer Arbeit, Psychologie und Rechtswissenschaft sowie 40 bis 60 Freiwilligen aus weiteren Berufsfeldern. Mission ist die Bekämpfung der Gewalt gegen Frauen und Kinder, das Empowerment von Frauen und Kindern, die Förderung der Gleichstellung der Geschlechter sowie die soziale Gerechtigkeit. Das WCC umfasst zwei Abteilungen. Die grössere setzt sich aus Sozialarbeitenden zusammen, die mehrheitlich für die Beratung der Opfer häuslicher Gewalt und sexueller Belästigung zuständig sind. Die kleinere juristische Abteilung hat die anwaltschaftliche Betreuung und Beratung der Klientel zum Auftrag, klärt sie über ihre Rechte auf und begleitet sie emotional und organisatorisch bei allfälligen Gerichts-

verfahren. Beide Abteilungen veranstalten regelmässig Schulungen und Workshops, halten Vorträge und beteiligen sich an aufsuchender Aufklärungsarbeit. Essentiell ist hierbei die interdisziplinäre Kooperation wie etwa mit Krankenhäusern, Polizei, Schulen, Universitäten und Jurisprudenz.

Eine Problematik, mit der sich das WCC immer wieder konfrontiert sieht, ist die Verhaltensweise der Polizei. Wendet sich eine Frau aufgrund von häuslicher Gewalt an die Polizei, wird sie häufig nicht ernst genommen und sogar abgewiesen. Die meisten Betroffenen unternehmen deshalb keine weiteren Schritte und kehren zum Täter zurück. Die Folgen können verheerend sein, da ein Polizeirapport für ein gerichtliches Verfahren Voraussetzung ist, eine Anzeige jedoch durch das Fehlverhalten der Polizei verhindert wird. Die Sensibilisierungsarbeit mit der Polizei beschäftigt sich in erster Linie mit der Aufklärung darüber, was häusliche Gewalt ist, und mit deren Auswirkungen auf die Betroffenen. Es wird sorgfältig aufgezeigt, wie der richtige Ablauf bei einer Meldung wäre und wie wichtig die Polizei als erste Anlaufstelle ist.

Die Haltung der Polizei zeigt, dass in der Gesellschaft oftmals Unwissen darüber besteht, was häusliche Gewalt ist und dass sie überhaupt existiert. Das WCC versucht, so viele Menschen wie möglich auf die Problematik von Diskriminierung, häuslicher Gewalt und sexueller Belästigung aufmerksam zu machen. Dafür werden diverse Plattformen genutzt, wie das George Town Festival: ein alljährlicher öffentlicher Event, der einen Monat dauert und Hunderte von Programmpunkten im Bereich Kunst beinhaltet. Das WCC organisierte 2015 in diesem Rahmen die Ausstellung «My story, my strength: doodle for change». Malaysische Künstlerinnen setzten die Geschichten von Frauen, die häusliche Gewalt oder sexuellen Missbrauch erlebt hatten, in ihren Bildern und Kunstwerken um. Die Ausstellung, von einer prominenten Künstlerin und Politikerin moderiert, wurde zum Erfolg und von diversen Zeitungen gelobt.

Das enorme Engagement der Sozialarbeitenden sowie der Zusammenhalt verschiedener NGOs über die einzelnen Staaten in Malaysia hinaus sind entscheidend für die Weiterentwicklung der Sozialen Arbeit im Land und für das Bewusstsein, dass es NGOs wie das WCC braucht. Es bleibt zu hoffen, dass die Vision des WCC irgendwann Realität wird: Eine Gesellschaft, die frei ist von geschlechtsspezifischer Gewalt und Diskriminierung und in der Frauen ihr volles Potenzial verwirklichen können.

Vera Bärswyl hat nach ihrem Masterstudium in Sozialer Arbeit an der ZHAW während eineinhalb Jahren in Malaysia gelebt und gearbeitet, unter anderem im Rahmen eines Praktikums beim WCC. Heute ist sie in der Sozialberatung der Stadt Dietikon tätig.



Eindrücke von der Ausstellung «My story, my strength: doodle for change» (oben) und die Praktikantinnen des WCC (unten).

Pflege von morgen. Wo endet die Hilfe im Haushalt, wo beginnt die Pflege? Und wer trägt die Kosten für den stetig steigenden Betreuungs- und Pflegebedarf? Dringliche Fragen, die auf Antworten warten.

von Rahel Strohmeier Navarro Smith, Uwe Koch, Barbara Baumeister und Trudi Beck

Seit mehreren Jahren begleitet Brigitte K. ihre 89-jährige Mutter mit zunehmendem Betreuungs- und Pflegeaufwand: «Es hat sich so ergeben, eines um das andere, um das andere, um das andere.» Brigitte K.s Mutter ist heute gehörlos, demenzerkrankt und inkontinent. Auch ihre Sehfähigkeit lässt zunehmend nach, so dass sie in allen Bereichen der täglichen Aktivitäten auf Unterstützung angewiesen ist. Die Betreuung ist sehr komplex, nicht zuletzt aufgrund der eingeschränkten Kommunikationsmöglichkeiten. Bis vor kurzem kam die Spitex jeweils einmal am Tag für zwei Stunden, was über die Krankenversicherung verrechnet werden konnte. Brigitte K. versuchte dann jeweils bei ihrer Mutter zu sein, damit sie im Notfall einspringen und unterstützen konnte. Ansonsten nutzte sie diese Zeit, um den Haushalt der Mutter zu besorgen. «Was mir helfen würde, wäre eine gute Spitex-Person, die von meiner Mutter akzeptiert wird. Jemand, der am Mittag kommt und vielleicht einmal zwischendurch auch an einem Abend», gesteht sie. Verhindert würde dies durch die Krankenversicherung, die ihr mitgeteilt habe, dass die Spitex-Leistungen auf eine Stunde am Tag reduziert würden, da die übrigen Tätigkeiten keine Pflegeleistungen seien. «Rollläden nach oben ziehen sei Haushalt, das Licht anmachen sei ebenfalls Haushalt, genauso wie das Bett machen», führt Brigitte K. aus. Sie wendet sich mit der Bitte um Unterstützung an die Pro Senectute, die Unabhängige Beschwerdestelle für das Alter, das Schweizerische Rote Kreuz und besorgt sich schliesslich einen Anwalt. Es ist ein langwieriger Prozess, der sie an den Rand ihrer Kräfte bringt. In dieser Zeit verstirbt ihre Mutter.

Pflege vs. Hilfe im Haushalt und Betreuung

Das Beispiel zeigt, wie schwer und für den Laien abstrakt die Unterscheidung zwischen von der Krankenversicherung anerkannten Pflegeleistungen und Hilfe im Haushalt ist. Insbesondere im fortgeschrittenen, sogenannten vierten Alter verstärkt sich diese Problematik, wenn eine Person neben der medizinischen Pflege auf weitere Hilfe und Unterstützung angewiesen ist, um ihren All-

tag so lange wie gewünscht in den eigenen vier Wänden bestreiten zu können. Von den 80- bis 84-Jährigen sind heute rund 13 Prozent pflegebedürftig, von den über 85-Jährigen sind es bereits gut 34 Prozent. Da in aller Regel mit der Pflegebedürftigkeit eine Hilfsbedürftigkeit einhergeht und eine Hilfsbedürftigkeit einer Pflegebedürftigkeit vorausgeht, dürfte der Gesamtbedarf an Unterstützung von fragilen Menschen im Alter noch deutlich höher ausfallen, als es diese Zahlen ausweisen.

Im Gegensatz zur medizinischen Pflege ist der Begriff «Betreuung» in der schweizerischen Gesetzgebung nicht geregelt. Betreuung scheint sich vor allem dadurch auszuzeichnen, dass sie all das umfasst, was medizinische Pflege nicht ist. Dies entspricht jedoch einer einseitigen Unterscheidungslogik, die in erster Linie auf die unterschiedlichen Finanzierungsmodi zurückzuführen ist: Während die Grundversicherung der obligatorischen Krankenversicherung in der Schweiz für die Finanzierung von ärztlich erbrachten oder angeordneten Leistungen aufkommen muss (exklusive Franchise und Selbstbehalt), sind die nichtmedizinischen Leistungen in aller Regel von den Leistungsbeziehenden selber zu finanzieren. Nur bei bedürftigen Rentnerinnen und Rentnern werden medizinisch indizierte Betreuungskosten von der öffentlichen Hand übernommen, dies im Rahmen der Ergänzungsleistungen zur AHV/IV oder zu kantonalen Bedarfsleistungen, wobei die konkrete Handhabung kantonal geregelt ist.

Aktuelle Entwicklungen und dringliche Fragen

Ein Hilfs- und Pflegebedarf beginnt in der Regel an der Schwelle vom sogenannten dritten zum vierten Alter. Obschon sich der Hilfs- und Pflegebedarf nicht linear zur steigenden Lebenserwartung entwickelt, ist von einem anhaltenden Trend hin zu mehr Hilfs-, Betreuungs- und Pflegeleistungen auszugehen. Aufgrund der Individualisierung nimmt die Zahl der Einzelhaushalte zu. Fragen der Verinselung und der sozialen Isolation im Alter akzentuieren sich insbesondere dann, wenn das soziale Netz zunehmend brüchig wird und Handlungsfähigkeit und Mobilität aus gesundheitlichen Gründen eingeschränkt werden. Aufgrund der zunehmenden Erwerbstätigkeit von Frauen stellt sich die Frage, wer künftig – an Stelle oder in Ergänzung zu den Partnerinnen und Töchtern – in die Bresche springt bezüglich der informellen, nichtmedizinischen Care-Arbeit bei älteren Angehörigen. Global gesehen werden wir zudem gefordert sein, Hilfs- und Pflegearrangements im Rahmen der sogenannten Care-Migration sozialgerechter und sozialverträglicher zu gestalten. Verbesserte Rahmenbedingungen für betreuende und pflegende Angehörige und Care-Migrantinnen sind zwar notwendig, aber nicht hinreichend. Was geschieht beispielsweise mit älteren Menschen, die über kein familiäres Netz verfügen und sich keine Betreuung zu Hause leisten können? Welche Voraussetzungen sind nötig, damit vermehrt auch Männer in die informelle Hilfe und Betreuung einbezogen werden können? Hier bräuchte es eine gesellschaftliche Auseinan-

Forschung und Weiterbildung

Die ZHAW Soziale Arbeit beschäftigt sich in Forschung und Weiterbildung verschiedentlich mit Betreuung und Pflegeaspekten und arbeitet eng mit Praxispartnern zusammen. So beispielsweise im Rahmen des Forschungsprojekts «Schutz in der häuslichen Betreuung alter Menschen» und in den Weiterbildungen in Sozialer Gerontologie und Gerontagogik.

↳ www.zhaw.ch/sozialarbeit



dersetzung und Verständigung darüber, welche Modelle der Hilfe, Betreuung und Pflege im Alter wir wollen, wer die Leistungen vorwiegend oder in welchem Umfang unter welchen Rahmenbedingungen zu erbringen hat – Fachkräfte oder Familie – und wie die Leistungen zu finanzieren sind: kollektiv-solidarisch oder privat-individuell.

Wer soll das bezahlen?

Gemäss Hochrechnungen des Bundesrates werden sich die Ausgaben für die Langzeitpflege von rund 6 Milliarden Franken im Jahr 2011 bis 2045 auf rund 18 Milliarden Franken verdreifachen. Die Hauptbetroffenen dieses Anstiegs werden die Kantone, die Gemeinden und die privaten Haushalte sein. In seinem jüngsten Bericht zur Langzeitpflege skizziert der Bundesrat verschiedene Varianten, wie die zu erwartenden Mehrkosten zu finanzieren sind – wobei hier indirekt auch die Systemfrage gestellt wird: nämlich die Frage, wie künftig im Alter umsorgt und gepflegt werden soll und nach welchen Kriterien diese Leistungen abgegolten werden. Die Vorschläge reichen von einer Pflegeversicherung zur Abdeckung der Betreuungskosten über eine Versicherung, bei der nur die Pflegeleistungen der obligatorischen Krankenpflegeversicherung abgedeckt werden, bis zu einer umfassenden Versicherungslösung.

Sozialpolitisch relevant ist dabei nicht nur, welche Hilfs-, Betreuungs- und Pflegearten konkret durch eine allfällige neue Versicherung abgedeckt würden. Es muss auch geklärt werden, ob es sich um eine privatrechtliche Lösung – wie etwa die Ausweitung der Säule 3a zur Deckung der Pflegekosten – oder um ein öffentlich-rechtliches Modell handelt – wie etwa die Ausweitung der obligatorischen Krankenpflegeversicherung respektive die Schaffung einer eigentlichen Pflegeversicherung –, und wie viele öffentliche Beiträge oder Mittel vorgesehen sind. Schlussendlich geht es bei der Wahl der Finanzierung nicht nur darum, wer die Kosten trägt, sondern auch darum, welche horizontale oder vertikale Umverteilung daraus resultiert. Wird das Erbe mit einer Pflegeversicherung geschützt oder werden die Kantone und Gemeinden zulasten der Prämienzahlenden geschont, so führt dies zu einer Umverteilung zuungunsten der weniger wohlhabenden Bevölkerung. Lässt man das System der Finanzierung der Krankenkassenprämien über Kopfprämien unverändert, so führen der demografische Wandel und das Kostenwachstum im Gesundheitswesen zu einer zunehmenden Lastenverschiebung zum Nachteil der jüngeren Bevölkerung. Zusätzlich verschärft wird diese Entwicklung durch sinkende individuelle Prämienverbilligungen der

Kantone. Unabhängig davon bleibt zu überlegen, warum nicht für einmal das Rad der Geschichte zurückgedreht werden soll und Pflege unabhängig davon, ob sie im Spital, in einem Alters- und Pflegeheim oder durch die Spitex erbracht wird, von der Krankenversicherung abzudecken ist. Weiter wäre die in der Praxis ohnehin als problematisch erachtete Unterscheidung von Betreuung und Pflege aufzuheben respektive eine für das Alter eigenständige, neue und umfassende Definition der Hilfslosigkeit im Alter inklusive Pflegebedürftigkeit zu schaffen, die an die Umschreibung der Grundpflege in Artikel 7 der Krankenpflege-Leistungsverordnung anschliesst. Die Soziale Arbeit wird sich in Zukunft zudem mit zwei weiteren Fragen beschäftigen: Ist ein ausreichendes und qualitativ hochstehendes Hilfs-, Betreuungs- und Pflegeangebot auch für vulnerable Menschen im Alter zugänglich und erschwinglich? Und welche Massnahmen sind allenfalls notwendig für die Sicherstellung und Optimierung eines bedarfsgerechten und lückenlosen Betreuungsangebots?

Ausserhalb der Komfortzone. Nadia Boscardins Handeln zielt auf Fachlichkeit ab: Es basiert auf fundiertem Wissen, das sichtbar und nachvollziehbar sein soll – und den wirtschaftlichen und den menschlichen Aspekt miteinander vereint.

von Nicole Barp

Nadia Boscardin ist eine Macherin. Die Mutter von vier Kindern hat nie den einfachen Weg gesucht. Das zeichnete sich schon im Studium an der Soz ab. Statt den Praktikumsteil ihres Studiums wie damals üblich in einer einzigen Organisation zu absolvieren, entschied sie sich für gleich drei anspruchsvolle Aufgaben. Für das erste Praktikum wählte Nadia Boscardin eine Schule für Körper- und Mehrfachbehinderte. Ihre erste Reaktion, als sie als Studentin ein Kind mit Mikrozephalie sah, war: «Kann ich das?» Es sollte sich herausstellen, dass Nadia Boscardin konnte – und wie. Das zweite Praktikum verbrachte sie in einer Stiftung für Kinder und Jugendliche mit geistiger Behinderung oder Lernbehinderung, das dritte in einem Schülerhort. Inzwischen ist es an der ZHAW Standard, den Praxisteil des Studiums aufzuteilen: Die meisten Studierenden absolvieren heute zwei Praktika, damit sie einen besseren Überblick über die Handlungsfelder erhalten. Nadia Boscardin war mit ihrem Vorgehen also gewissermassen eine Pionierin. Am Studium hatte sie stets begeistert, verschiedene Ansätze miteinander zu kombinieren, um die eigene Haltung herauszuarbeiten. «Die ZHAW wie deren Vorgängerinstitutionen haben individuelles Denken gefördert und Mut gemacht, den gewählten Weg dann auch zu gehen – selbst wenn es ein schwieriger war», reflektiert sie heute.

Wissbegierde als treibender Faktor

2013 wurde Nadia Boscardin Bereichsleiterin im Rotacker, Heim und Werkstätten für Menschen mit Behinderungen, seit 2015 ist sie Geschäftsführerin. Als Grund für ihre berufli-



Nadia Boscardin in der Werkstätte in Wallisellen: Als Geschäftsführerin von Rotacker gehört es zu ihren Hauptaufgaben, die Organisation stetig weiterzuentwickeln und an neue Rahmenbedingungen anzupassen.

chen Entscheidungen gibt sie ihre Wissbegierde an. «Ich suche nicht die Komfortzone, einen bequemen Arbeitsort», ergänzt sie. Das habe zur Folge, dass sie beruflich teilweise sehr exponiert sei. Wie schon im Studium schlägt Nadia Boscardin auch im Beruf gerne neue Wege ein. Wenn sich nicht alles aus der Schublade ziehen lässt und sie Grenzen erweitern kann, blüht sie auf. Bereits auf der Führungsebene sozialer Organisationen angekommen, entschied sie sich 2014, den Master of Advanced Studies (MAS) in Sozialmanagement zu absolvieren, um «den praktischen Erfahrungen ein solides theoretisches Fundament zu geben». Ihr MAS-Studium

schloss Nadia Boscardin im Frühling 2015 mit einer Diplomarbeit mit dem Titel «Vom konzeptlosen Aktionismus zur bewussten Kompetenz: eine 80-jährige Geschichte» ab.

Entwicklung als Pflicht und Chance

Als Geschäftsführerin gehören die Weiterentwicklung der Organisation, die Steuerung der Finanzen sowie die Kontrolle von Qualität und Erfolg zu ihren Hauptaufgaben. Das bedeutet, täglich Prioritäten zu setzen und Konsequenzen zu erkennen in einem Kontext mit vielen Variablen. Bestes Beispiel hierfür ist der ganzheitliche Change-Prozess, den es in der Organisation umzusetzen galt. Die Genossenschaft Rotacker wurde vor 84 Jahren von einer Privatperson gegründet. Damals lautete der Auftrag, Arbeit für beeinträchtigte Menschen zu schaffen. Mit den neuen Auflagen und dem neuen Auftrag der Genossenschaft, nicht nur einen Wohn- und Arbeitsplatz zu schaffen, sondern auch Entwicklung und Förderung zu bieten, stiegen die Anforderungen. Es war an Nadia Boscardin, den Neuaufbau der Organisation zu gestalten und die Professionalisierung voranzutreiben: Es galt, einen Entwicklungs- und Förderplan zu entwerfen sowie die Instrumente und Vorgehensweisen dafür zu definieren. In diesen Prozess floss viel Wissen aus

Master of Advanced Studies (MAS) in Sozialmanagement

Fundierte Managementkenntnisse gehören heute zum Anforderungsprofil von Führungskräften aus Organisationen mit sozialem Auftrag. Nur so können sie ihr Unternehmen erfolgreich positionieren, ihre Mitarbeitenden optimal führen und die Zusammenarbeit gezielt fördern. Der MAS vermittelt aktuelles Wissen rund um Führungsfragen, Personalmanagement, Betriebswirtschaft, Marketing und Organisationsentwicklung.

www.zhaw.ch/sozialearbeit/weiterbildung

Bioloca – Gemüsekooperative Schaffhausen: 5 Fragen an Linda De Ventura

dem Certificate of Advanced Studies in Organisationsentwicklung mit ein. Den Change-Prozess erlebte Nadia Boscardin am Anfang wie einen Turmbau – nur dass dabei an sehr vielen Seiten und Stockwerken gleichzeitig gearbeitet werden musste. Bis heute sind die vielen unterschiedlichen Anforderungen die grösste Herausforderung in ihrem Beruf. In diesem Spannungsfeld eine gangbare Lösung zu finden, ist nicht immer leicht. Es ist an ihr, Aufgaben zu gewichten, Anforderungen, die nicht oder nicht gleich erfüllt werden können, zu kommunizieren und dabei den betroffenen Anspruchsgruppen Sicherheit zu vermitteln – und nicht zuletzt, mit Misstrauen adäquat umzugehen.

Fachlichkeit und Nachvollziehbarkeit als Maxime

Ein Satz der damaligen Dozentin Prof. Dr. Kitty Cassée aus dem Grundstudium begleitet Nadia Boscardin bis heute. Mit jeder neuen Herausforderung bekommt er eine weitere Facette an Bedeutung: «Sozial Tätige wissen, was sie tun, und sind sich ihres Tuns bewusst.» So hat Nadia Boscardin denn auch den Anspruch, dass ihr Handeln stets auf Fachlichkeit beruht und nachvollziehbar ist. Der wirtschaftliche Aspekt steht auch in Non-Profit-Organisationen im Vordergrund. Das Menschliche soll dabei aber nicht zu kurz kommen. Dieser Herausforderung stellt sich Nadia Boscardin jeden Tag aufs Neue und wählt dabei wie schon als Studentin nicht den einfachsten Weg.

Leben und Arbeiten beidseits der Norm

Der Rotacker ist eine gemeinnützige Organisation, basierend auf der Rechtsform der Genossenschaft. Er bietet Personen mit psychischen, physischen und geistigen Beeinträchtigungen ungeachtet ihrer Herkunft, ihres Geschlechts und ihrer Konfession geschützte Arbeitsplätze und Wohnmöglichkeiten an. Dafür stehen insgesamt 37 Arbeitsplätze zur Verfügung, davon 20 in Wallisellen und 17 in Fehraltorf. Das Wohnheim in Wallisellen umfasst 14 Wohnplätze.

www.werkstattrotacker.ch

Linda De Ventura ist Sozialarbeiterin bei der Jugendanwaltschaft des Kantons Schaffhausen und Kantonsrätin. Sie hat einen Bsc. in Sozialer Arbeit von der ZHAW und arbeitet derzeit berufsbegleitend an ihrem Master in Dissozialität, Delinquenz, Kriminalität und Integration. Zudem ist sie Mitgründerin des Projekts «bioloca – Gemüsekooperative Schaffhausen». www.bioloca.ch



Worum geht es bei bioloca?

Auf rund einer halben Hektare bauen wir unser eigenes Gemüse an: saisonales, abwechslungsreiches Gemüse, bei dem wir sicher sein können, dass

es biologisch produziert, frisch vom Feld, ohne lange Transportwege und fair für Mensch und Umwelt angebaut wurde. Die rund 40 Familien, die Mitglied von bioloca sind, pflanzen, pflegen, ernten und verteilen das Gemüse unter Anleitung einer Gärtnerin. Durch diese aktive Mitarbeit auf dem Feld erhöhen wir die Wertschätzung für die Nahrungsmittel. Bei bioloca bezahlt man nicht für das einzelne Rübli, sondern beteiligt sich solidarisch an den Anbaukosten. Dafür gibt es jede Woche eine volle Tasche frisches Bio-Gemüse aus eigenem Anbau.

Woher stammt die Idee für das Projekt?

Gemüsekooperativen gibt es mittlerweile vielerorts. Freunde von mir sind seit langem bei der Gemüsekooperative Ortoloco in Zürich engagiert. Ihre Begeisterung hat mich angesteckt und auf die Idee gebracht, zusammen mit Kolleginnen auch in Schaffhausen eine Gemüsekooperative zu gründen.

Gibt es einen Zusammenhang zwischen Ihrer Tätigkeit als Sozialarbeiterin und dem Projekt?

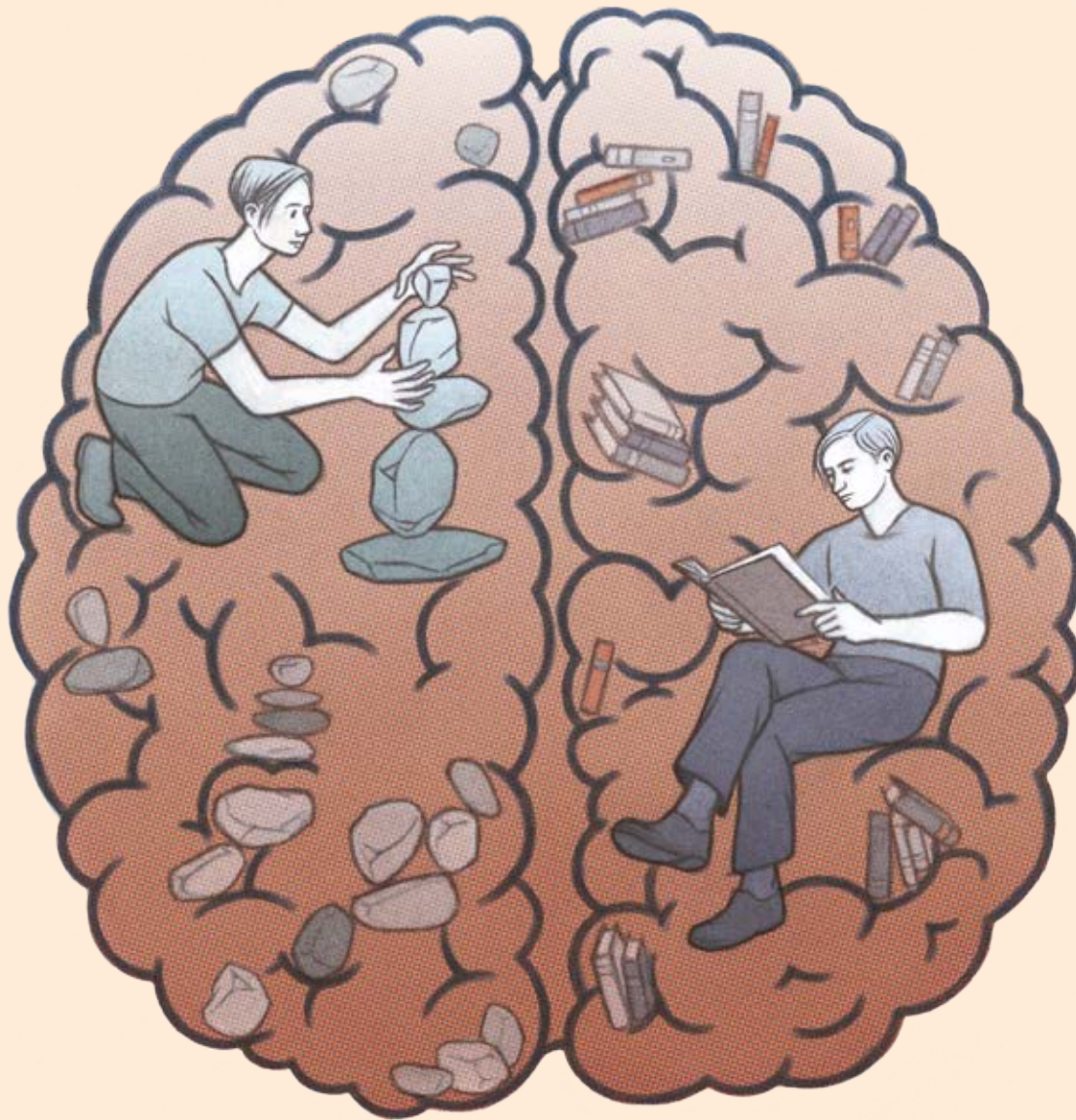
Nicht direkt, es gibt jedoch eine sozialpolitische Komponente: Die gemeinsame Idee und die Arbeiten auf dem Feld bringen Menschen mit unterschiedlichem Hintergrund zusammen. Durch das Studium und meine Tätigkeit als Sozialarbeiterin setze ich mich mit politischen Themen auseinander. Ich hinterfrage Dinge und engagiere mich – sowohl in dem, was ich unterstütze, als auch in dem, was ich ändern möchte.

Ist das Projekt für Sie auch ein politisches Anliegen?

Der aktuellen Nahrungsmittelproduktion stehe ich kritisch gegenüber. Ich habe das Gefühl, auf internationaler oder nationaler Ebene wenig verändern zu können, auf kommunaler Ebene hingegen sehr wohl. Bioloca ist für mich ein Projekt für eine ökologischere, lokalere, fairere und solidarische Landwirtschaft und deshalb durchaus ein politisches Anliegen.

Was war die für Sie überraschendste Erkenntnis aus dem Projekt?

Ich liebe meine Arbeit als Sozialarbeiterin. Es überraschte mich daher, dass es für mich fast nichts Befriedigenderes gibt, als einen Tag pro Woche auf dem Feld zu sein, die Früchte der gemeinsamen Arbeit zu sehen und später zu geniessen. Das ist für mich der beste Ausgleich zu meiner Arbeit als Sozialarbeiterin und Kantonsrätin, wo sichtbare Resultate meistens länger auf sich warten lassen.



Gastrecht: Peter Beresford

Wissensquellen. Welchen Stellenwert haben die verschiedenen Arten von Wissen wie Fach- und Erfahrungswissen in der Forschung und welchen Nutzen bringen sie?

von Peter Beresford (aus dem Englischen von Nicole Barp)
Illustration: Olivia Aloisi

Adressatinnen- und adressatengesteuerte Forschung, so genannte «User Controlled Research», erhält international immer mehr Beachtung. Wollen wir diese Praxis verstehen, müssen wir uns erst vergegenwärtigen, dass es unterschiedliche Formen von Wissen und Wissensgenerierung gibt. Forschung wird seit jeher als die systematischste Art und Weise angesehen, Dinge zu erfahren und zu «wissen». Daneben ist uns jedoch bewusst, dass dem Wissen von Expertinnen und Experten ein Prozess aus formaler Bildung und Sozialisierung zugrunde liegt. Darauf aufbauend eignen sie sich im Beruf Erfahrungswissen an. Zu guter Letzt wird Wissen auch aus

ausserberuflichen Erfahrungen gewonnen – aus Dingen, die uns zustossen und unseren Wissensschatz auf diese Art bereichern.

Die Wichtigkeit von Wissen aus erster Hand

Die Entstehung neuer sozialer Bewegungen im letzten Viertel des zwanzigsten Jahrhunderts gab dem Prinzip der adressatinnen- und adressatenbasierten Forschung, der so genannten «User Involved Research», Schub. Frauen führten auf, dass sie einen anderen Zugang zum Frausein hätten als Männer. Gleiches wurde vorgebracht in Bezug auf ethnische und kulturelle Zugehörigkeit, Sexualität, Alter sowie Behinderung. Es wird argu-

mentiert, dass seine Erfahrungen den Menschen zu dem machen, was er sei. Vor diesem Hintergrund wurde das Erfahrungswissen zunehmend als Teil der Forschung anerkannt und in Studien einbezogen. Dies war zuvor nicht der Fall gewesen, was zur Folge hatte, dass beispielsweise Menschen mit Behinderung, die mit Diskriminierung und Ausschluss zu kämpfen hatten, selbst Studien zum Thema durchführten.

Ein Konzept mit historischen Wurzeln

Die Idee dahinter ist jedoch weder neu noch auf die öffentliche Politik begrenzt, wie zwei Beispiele aus Grossbritannien zeigen. Eines

davon stammt aus der Motorradindustrie. Von 1967 bis 1972, als es mit dem Unternehmen abwärts ging, verspotteten Motorradfans die Abteilung Forschung und Entwicklung des Motorradherstellers BSA Triumph. Sie argumentierten, die Abteilung habe keinen Bezug zum Produkt und entscheidend zum Untergang der britischen Motorradindustrie beigetragen. Die Führungsebene fahre gar keine Motorräder: Ihr Wissen stamme ausschliesslich aus der Forschung – von Motorrädern und ihrem Markt hätten sie jedoch keine Ahnung.

Das zweite Beispiel betrifft die Luftschlacht um England, deren 75. Jahrestag jüngst gefeiert wurde. Das Unternehmen Supermarine, das eines der beiden damals benutzten Fliegermodelle, die Spitfire, konstruiert hatte, holte systematisch Feedback von den Piloten ein. So konnte sichergestellt werden, dass deren Bedürfnissen im Kampf Rechnung getragen wurde. Darüber hinaus wurde der leitende Testpilot befristet in die Royal Air Force aufgenommen, damit er Verbesserungen aus eigenen Erfahrungen anstossen konnte und das Feedback seiner Kollegen aus erster Hand erhielt. Der Rest ist Geschichte.

Kombination von Fach- und Erfahrungswissen

Beide Beispiele zeigen die Wichtigkeit von Fach- und Erfahrungswissen auf. Bei Letzterem handelt es sich um das Wissen derer, die ein Produkt benutzen oder eine Leistung in Anspruch nehmen. Es ist entscheidend, dass bei Forschungsprojekten beide Wissensformen zum Tragen kommen, da nur so alle Aspekte abgedeckt und alle relevanten Fragen gestellt werden können. Forschung will Wissen und Erkenntnis generieren, um Theorie, Politik, Praxis und Bildung voranzubringen. Dies gelingt umfassender und effektiver, wenn Betroffene in Forschungsprojekte einbezogen werden, wie dies bei der User Involved Research der Fall ist. Die User Controlled Research geht noch einen Schritt weiter: Sie ermöglicht die Weiterentwicklung von Erfahrungswissen, das bisher unangetastet war. Damit dies keine Illusion bleibt, müssen mehr Adressatinnen und Adressaten selbstgeleitete Organisationen ins Leben rufen, wodurch die erwähnte Entwicklung auf institutioneller Ebene gefördert wird. Es gilt zudem, Forschende, Fachleute aus der Praxis sowie Adressatinnen und Adressaten zu schulen, damit sie diese Art von Forschung vorantreiben können. Eine so gelebte Forschung beschränkt sich nicht auf ein rhetorisches Verständnis von Partizipation, sondern erfasst Praxisbedürfnisse und sichert einen hohen Forschungsstandard.

Peter Beresford ist Professor für Citizen Participation an der Universität Essex und emeritierter Professor für Social Policy an der Brunel Universität in London. Der Autor, Forscher und Aktivist ist international bekannt für seine Arbeit zum Thema Citizen Participation und User Involvement.

Rezension

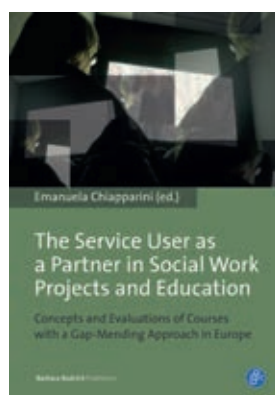
Partnerschaft auf Augenhöhe. Expertenwissen statt Ausgrenzung, Selbstbemächtigung statt Abhängigkeit, Entwicklung statt Opferrolle.

von Sybille Roter

Die partnerschaftliche Begegnung auf Augenhöhe in der Sozialen Arbeit ist ein hoher Anspruch – anstrengend, irritierend und inspirierend zugleich. Eine ebenbürtige Auseinandersetzung zwischen Studierenden der Sozialen Arbeit und sozial ausgegrenzten Gruppen ist eine der wichtigsten Voraussetzungen für nachhaltige gesellschaftliche Veränderungen. Von diesen transformativen Wirkungen der innovativen Gap-mending-Kurse in verschiedenen europäischen Ländern berichtet erstmals die Herausgeberin Emanuela Chiapparini in ihrem aktuellen Sammelband. Die Dozentin und Leiterin von Forschungsprojekten an der ZHAW Soziale Arbeit gewährt konkrete Einblicke in Weiterbildungen und Workshops, die das Ziel verfolgen, den Graben der unterschiedlichen Lebenserfahrungen und Werteinstellungen zwischen Studierenden sowie Adressatinnen und Adressaten der Sozialen Arbeit zu überwinden, um gemeinsam zukunftsweisende Projekte zu entwickeln.

Mit der Bezeichnung «Gap-mending-Ansatz» wird bereits auf den Anspruch zur Überwindung der gesellschaftlichen Gräben verwiesen, der sich auch auf die Kluft zwischen Praxis und Lehre bezieht. Emanuela Chiapparini beschreibt eindrücklich, wie sich in den Kursen das neue gemeinsame Wissen durch gesteuerte Interaktionen und Prozesse entwickelt, damit persönliche Erfahrungen kritisch reflektiert werden können. Gerade die unterschiedlichen Herangehensweisen in den diversen europäischen Projekten sind eine wichtige Basis für künftige Forschungsansätze, Fachpersonen in der Sozialen Arbeit und Projekte mit Betroffenenorganisationen.

Für mich als NGO-Projektleiterin in einem innovativen und erfolgreichen Sozialprojekt mit Obdachlosen und Armutsbetroffenen, die aus der Opferrolle in die Expertenrolle hineinwachsen, ist die gemeinsame Entwicklung auf Augenhöhe ein zentrales Thema. Erst durch diesen Freiraum ausserhalb der Rollen waren kreative Prozesse zur Befähigung und Selbstwirksamkeit möglich. Deshalb ist dieser zukunftsorientierte Empowerment-Ansatz, der im Sammelband vorgestellt wird, eine Leitformel für gesellschaftliche Veränderungen, politische Selbstbemächtigung und demokratische Partizipation sozial ausgegrenzter Gruppen. Das einzigartige Buch gibt zum ersten Mal einen theorie- und praxisorientierten Überblick über diesen Gap-mending-Ansatz, der vielen Betroffenen neue Lebensperspektiven ermöglicht. Ehemalige Projektteilnehmende, die jahrelang obdachlos waren, beschreiben ihre neuen Lebensrealitäten als eine neue Chance: «Meine Rolle als Experte hat mein Leben komplett auf den Kopf gestellt. Ich fühle mich wieder als ein Teil dieser Gesellschaft.»



The Service User as a Partner in Social Work Projects and Education. Concepts and Evaluations of Courses with Gap-mending Methods in Europe

Emanuela Chiapparini (Hrsg.)
Budrich 2016
140 Seiten
ISBN: 978-3-8474-0507-8
EUR 20.60

Mehr als Psychohygiene. Supervision ist ein bewährtes Beratungsformat. Dies scheint den Effekt zu haben, dass sich darin wenig tut. Doch wo liegen denn überhaupt ihre Möglichkeiten und wie lassen sie sich in Zukunft besser ausschöpfen?

von Stephan Scharfenberger und Hansjürg Lusti

Wir beschäftigen uns als Supervisoren und Ausbilder seit zwanzig Jahren mit Supervision. In beiden Rollen fragen wir uns, ob sich Auftraggebende, Supervisanden und Supervisorinnen des Potenzials von Supervisionen bewusst sind und ob dieses umfassend genutzt wird. Unserer Einschätzung nach stagniert die Nachfrage im Vergleich zu anderen Beratungsformaten. Supervision unterliegt einem zunehmenden Marktdruck: Die anfragenden Institutionen stehen unter Kostendruck, die zur Verfügung stehenden Mittel werden teilweise auf andere Beratungsformate wie Führungscoaching und Organisationsentwicklung umgelagert. Die vor zehn bis zwanzig Jahren aktuelle Auseinandersetzung mit der Frage, ob Supervision eine Profession sei und wie sie sich profilieren kann, scheint weitgehend erloschen. Viele Supervisorinnen und Supervisoren haben für sich entschieden, auch das trendige Coaching anzubieten. Konzeptionell tut sich

wenig, die Anfragenden scheinen eine sehr klare Vorstellung davon zu haben, wozu eine Supervision dient. Welchen Herausforderungen kann und muss sich das Format vor diesem Hintergrund stellen?

Ein Format ohne Entwicklung?

Supervision hat sich als Beratungsformat in sozialen und sozialnahen Aus- und Weiterbildungen sowie in Dienstleistungen für solche Organisationen bewährt. Hat sich das Format daher – vor allem angesichts der starken Konkurrenz durch Coaching und Organisationsentwicklung – in seinem bewährten Terrain eingeeigelt und fristet so als *Specie rara* in kleinen Biotopen unausrottbar sein Dasein? Sicher ist: Das Sein und mögliche Werden oder Absterben des Formats steht zur Diskussion. Wie nutzbringend ist Supervision für Kundinnen und Kunden wirklich und kann sie mit Einzelnen, Teams und Organisationen tatsächlich Antworten finden auf drängende

Herausforderungen sowie nötige innovative Entwicklungen unterstützen oder gar initiieren oder dient sie lediglich der Strukturhaltung und der Psychohygiene? Will man Fragen nach der Zukunft und dem Potenzial von Supervision beantworten, gilt es, den Kontext zu betrachten, in dem sie stattfindet.

Potenziale für die Supervision

Viele Supervisionsformen und -aufträge sind wenig konturiert, was sie diffus und potenziell enttäuschend werden lässt. So vereint beispielsweise «Teamsupervision» eine Vielzahl von oft ungeklärten Veränderungswünschen, impliziten Hoffnungen und individuellen Erwartungen. Zusätzlich wird der institutionellen Rahmung wenig Beachtung geschenkt. Die beteiligten Expertinnen und Experten bringen ihre spezifischen Vorerfahrungen, ihre berufliche Sozialisation, ihre aktuelle Befindlichkeit und ihre professionellen Selbstverständnisse in die Supervision ein. Entsprechend vielfältig und unterschiedlich sind die Erwartungen: Beziehungsförderung, Klärung der Zusammenarbeit, Schutz, Veränderung «von unten», Unterstützung gegen «schwierige» Teamkolleginnen und -kollegen, Hilfe bei Arbeitsbelastung und -bewältigung, konkrete Tipps bei komplexen Fällen, Antworten im Sinne von Best Practices und Standards. Eine Klärung dieser Unterschiedlichkeiten setzt einen eigenen reflexiven (Vor-)Supervisionsprozess vor Beginn der thematischen Supervision voraus. Doch ein sorgfältiger Auftragsklärungsprozess wird meist nur murrend mitgemacht, denn «es ist ja klar, wozu es geht».

Komplexe Spannungsfelder bearbeiten

Supervision hat immer mit (hidden) Agendas der Führungskräfte und Auftraggebenden zu tun, die sich oft von den Interessen der Mitarbeitenden unterscheiden. Diese Divergenz wird zum Teil bei der Auftragserteilung thematisiert und so in den reflexiven Prozess einbezogen, zum Teil nur vage angedeutet



und zum Teil gänzlich unterschlagen. Positive Erwartungen werden eher offen formuliert: «Helfen Sie uns, die Organisation zu verbessern», «Stärken Sie die Mitarbeitenden». Beanstandungen können eher indirekt daherkommen: «Es geht auch um die Entwicklung der fachlichen und sozialen Kompetenzen von einzelnen Mitarbeitern, da gibt es doch gewisse Unterschiede.» Supervision kann die eigenen Ausgangsbedingungen und Erfolgsaussichten verbessern, wenn die zugrundeliegenden Motive berücksichtigt und sorgfältig geklärt werden. Die Schnittmenge von Supervision, Führungscoaching und Organisationsberatung birgt für solche Situationen viel Potenzial, jedoch auch das Risiko zusätzlicher Diffusität.

Das grosse Ganze im Blick behalten

Supervision wird oft als isolierte Massnahme behandelt. Sie wird als tradierte, wenig reflektierte und fokussierte Massnahme bestellt und nicht mit anderen in der Institution aktuellen Aktionen verknüpft wie der Einführung neuer Arbeitskonzepte, Führungscoachings, Weiterbildungen oder Qualitätssicherung. Dies führt zu einem Gefühl ritualisierter Beliebigkeit und verschenkt das Potenzial von strategisch ausgerichteten und stringent koordinierten Entwicklungsmassnahmen. Das Ergebnis ist punktuell hilfreiche Unterstützung im Einzelfall, aber fehlende Nachhaltigkeit für die Mitarbeitenden und die Organisation sowie ihre Kundinnen und Kunden. Der Nutzen von Supervision kann deutlich verbessert werden, wenn sie mit andere Themen und Aktivitäten koordiniert wird. Dabei ist die Herausforderung für Supervisorin und Supervisor sowie Organisation, Aufwand und Abgrenzung passend zu gestalten.

Professionalität, Reflexion und Wirkung

Die Definition von Supervisions-Aufträgen stützt sich zu wenig auf professionelle Kriterien. Die Wahl der Supervisorin oder des Supervisors wird oft zu stark von Sympathie, Supervisionserfahrung, Branchenkenntnis und dem Anwenden bewährter Kommunikationsrituale abhängig gemacht. Ein explizites Anforderungsprofil sowohl für die Supervisi-



on als auch die Supervisorin oder den Supervisor könnte schon vor Beginn des Beratungsprozesses viel bewirken. Gleichzeitig sind Supervisorinnen und Supervisoren gefordert, in professionellen Situationen mit hoher Komplexität und hohem Druck Reflexionsmöglichkeiten (Zeiten, Gefässe, Kompetenzen) zu finden. Ein wichtiges Thema ist die Wirkung von Supervisionen, die oft zu wenig thematisiert wird. Supervisions-Auswertungen sind nicht selten Happiness-Überprüfungen. Die Frage, welche Wirkung eine Supervision erzielen soll, und die Überprüfung dieser Effekte wird oft vage gehandhabt, ja stösst auf Unwillen. Supervisorinnen und Supervisoren, aber auch die entsprechenden Beratungsformate sollten ihr Nutzenversprechen klarer formulieren und einlösen.

Alt bewährt, aber nicht ausgedient

Bei allen Herausforderungen darf etwas nicht vergessen werden: Supervision funktioniert. Und zwar allein schon aufgrund der Tatsache, dass sie stattfindet und dazu einlädt, die eigene Situation zu präsentieren sowie vertieft und anders darüber zu reflektieren. Doch es trifft auch zu, dass das Format mehr Potenzial

hat, als im Moment ausgeschöpft wird. Soll eine Weiterentwicklung gelingen, muss eine gute Balance gefunden werden zwischen bewährten Supervisionsritualen und dem selbstreflexiven Herausfordern und Hinterfragen der Routine. Auftraggebende müssen davon überzeugt werden, dass sich eine umfassende und präzise vorgängige Auftragsklärung lohnt. Diese beinhaltet nicht nur den aktuellen Bedarf, sondern auch konkrete Zielsetzungen und Nebenwirkungen, eine differenzierte Analyse des Kontexts sowie die bewusste und intelligente Vernetzung mit anderen Initiativen in der Institution. Die Herausforderungen für alle Beteiligten sind vielfältig: Es gilt, nutzbringende Formatverschränkungen zu praktizieren. Führungsthemen und -problematiken müssen konstruktiv in Supervisionsprozesse eingebunden werden, Themen der Organisationsentwicklung berücksichtigt werden, ohne sich anderen Formaten anzubiedern und eigene Grenzen zu vergessen oder diffus zu werden. Experimentierfreudigkeit soll zur Verbesserung der Beratungsqualität eingesetzt und die damit verbundenen Risiken sollen bearbeitet werden. Die Ergebnisse der Supervision können nicht für sich allein stehen, sondern müssen in den Q-Zyklus der Organisation eingebunden werden. Weiteres Potenzial besteht in nicht sozialen/pädagogischen Berufswelten und umgekehrt im Nutzen neuer Erkenntnisse aus «fremden» Feldern wie innovative Führungs- und Organisationskonzepte und Kooperationsmodelle. Für die Zukunft ist nicht zuletzt entscheidend, dass die Supervision ihre besondere Reflexionskompetenz selbstbewusster lebt und «verkauft». Dadurch kann die moderne Supervision ein explizites und ganzheitliches Versprechen von Nutzen und Qualitätsbewusstsein in den Mittelpunkt stellen – für Mensch und Organisation.

Tagung

Zukunft der Supervision: Reflexionen, Visionen, Entwürfe

Am 31. August und 1. September 2017 organisieren die ZHAW Soziale Arbeit und das isi – institut für systemische impulse in der Limmathall in Zürich eine Tagung zu diesem kontroversen Thema. Die Tagung bietet vielfältige Impulse aus verschiedenen fachlichen Perspektiven und eine spannende Plattform für Vernetzung. Das Programm der Tagung sowie die Möglichkeit zur Anmeldung finden sich unter:

➤ www.zhaw.ch/sozialearbeit/veranstaltungen

Weiterbildungen. Heute lernen, was morgen wichtig ist.

Kindheit, Jugend und Familie

MAS Kinder- und Jugendhilfe	laufend
CAS Case Management in der Kinder- und Jugendhilfe	23. Jan. 2017
CAS Kindes- und Erwachsenenschutzrecht	21. Aug. 2017
CAS Wirksames Handeln in der Kinder- und Jugendhilfe	Neu 4. Sept. 2017
Kurs Kinderschutzrecht	9. Jan. 2017
Kurs Weiterbildung zur Alimentenfachperson	11. Jan. 2017
Kurs Familiäre Belastungen	16. Jan. 2017
Kurs Psychologische Interventionen im Erwachsenenschutz	Neu 23. März 2017
Kurs Kinder psychisch kranker Eltern	15. Juni 2017
Kurs Arbeiten mit traumatisierten Kindern und Jugendlichen	Neu 14. Sept. 2017
Kurs Jungenpädagogik: Gezielt und gut mit Jungen arbeiten	21. Sept. 2017

Delinquenz und Kriminalprävention

MAS Dissozialität, Delinquenz, Kriminalität und Integration	laufend
CAS Soziale Integration bei Dissozialität und Kriminalität	21. Aug. 2017
CAS Verhaltensorientierte Beratung	3. Okt. 2017
Kurs Übergangmanagement vom Vollzug in die Freiheit	Neu 30. Jan. 2017
Kurs Strafvollzugsrecht – Modul 1: Rechtliche Grundlagen	Neu 20. Jan. 2017
Kurs Strafvollzugsrecht – Modul 2: Straf- und Massnahmenvollzugsrecht	Neu 3. März 2017
Kurs Strafvollzugsrecht – Modul 3: Strafvollstreckungsrecht	Neu 5. Mai 2017
Kurs Strafvollzugsrecht – Modul 4: Risk Management	Neu 9. Juni 2017

Community Development und Migration

MAS Community Development	laufend
CAS Kommunizieren und Handeln im interkulturellen Kontext	3. März 2017
CAS Gemeinwesen – Planung, Entwicklung und Partizipation	28. Aug. 2017
CAS Diakonie – Soziale Arbeit in der Kirche	29. Aug. 2017
Kurs Integrale Projektmethodik: Veränderungen partizipativ anstossen und gestalten	9. Jan. 2017
Kurs Elternarbeit im interkulturellen Kontext	20. Jan. 2017
Kurs Community Musik – Musik und Soziale Arbeit	6. Feb. 2017

Soziale Gerontologie

MAS Soziale Gerontologie	laufend
CAS Soziale Gerontologie	Neu 30. Aug. 2017
CAS Gerontagogik	31. Jan. 2018

Sozialrecht

CAS Kindes- und Erwachsenenschutzrecht	21. Aug. 2017
CAS Sozialversicherungsrecht	24. Aug. 2017
Kurs Kinderschutzrecht	9. Jan. 2017
Sozialversicherungsleistungen geltend machen	29. März 2017

Sozialmanagement

MAS Sozialmanagement	laufend
CAS Veränderung und Strategie	19. Jan. 2017
CAS Finanzen und Marketing	30. Aug. 2017
CAS Führung und Zusammenarbeit	5. Sept. 2017
CAS Praxisausbildung und Personalführung	5. Sept. 2017
CAS Internationale Zusammenarbeit – Bausteine für Leadership-Kompetenz	31. Jan. 2018
Kurs Berichte schreiben im Sozialbereich	2. März 2017
Kurs Projektmanagement	6. März 2017
Kurs Fehlerkultur – Chancen zu lernen	Neu 21. März 2017
Kurs Arbeitsrecht	7. April 2017
Kurs Wahrnehmen – Kommunizieren – Auftreten	18. Mai 2017
Kurs Angebotsentwicklung in sozialen Organisationen	Neu 22. Mai 2017
Grundkurs Praxisausbildung	laufend

Supervision, Coaching und Mediation

MAS Supervision, Coaching und Mediation	laufend
DAS Supervision, Coaching und Mediation	6. Sept. 2017
CAS Konfliktmanagement und Mediation	28. Aug. 2017
Kurs Schwierige Gespräche führen	20. Sept. 2017

Gesamtes Weiterbildungsangebot unter:
www.zhaw.ch/sozialarbeit

Veranstaltungen. Mit der ZHAW gut informiert.

Tagungen

2. Feb. 2017, ganzer Tag

Wer A sagt, muss B denken.

Das neue Kinder- und Jugendheimgesetz im Disput

Die ZHAW Soziale Arbeit und das Amt für Jugend und Berufsberatung AJB führen eine Tagung durch, in deren Rahmen die Hintergründe zum neuen Kinder- und Jugendheimgesetz des Kantons Zürich kontrovers diskutiert werden. 2015 wurde das neue Gesetz vom Regierungsrat verabschiedet. Es löst das seit 1962 geltende Regelwerk ab und soll den Bedürfnissen einer modernen Kinder- und Jugendhilfe gerecht werden. Im Zentrum stehen eine bedarfsgerechtere Unterstützung von Kindern, Jugendlichen und Familien sowie eine neue Finanzierung der Leistungen innerhalb des Kantons.

Die Tagung richtet sich an Fachmitarbeitende des AJB und weitere vom neuen Gesetz betroffene Fachleute.



Hochschule und Praxis im Dialog

Königsweg oder Holzweg – qualitative Entwicklungen in der Sozialen Arbeit

Eine Veranstaltung des Zentrums Lehre

22. März 2017
ganzer Tag

resoz17: Tagung zur Resozialisierung Straffälliger

30. März 2017
ganzer Tag

16. Juni 2017, ganzer Tag

Wissenslandschaft Fremdplatzierung:

Orientierung finden, Haltungen reflektieren, Qualität weiterentwickeln

Im komplexen Feld der Fremdplatzierung besteht ein hoher Bedarf an fachlicher Orientierung. Mit der Tagung «Wissenslandschaft Fremdplatzierung» wollen die ZHAW und Integras einen Beitrag dazu leisten. Fragen zur Qualitäts- und Haltungsentwicklung werden diskutiert und wesentliche Aspekte daraus in Referaten und Workshops vertieft. Ebenfalls an der Tagung vorgestellt wird die Online-Plattform WiF: www.wif.swiss. Sie wurde im Dialog zwischen Praxis und Wissenschaft entwickelt und bietet Fachpersonen ab Juni 2017 Orientierung im Feld der Fremdplatzierung. Die Online-Plattform bildet die Grundlage für eine breit abgestützte Wissensbasis, die sukzessive zu einem zentralen Referenzpunkt in der Deutschschweiz wird.

Zukunft der Supervision: Reflexionen, Visionen, Entwürfe 31. Aug./
Eine Veranstaltung der ZHAW, Institut für Sozialmanagement 1. Sept. 2017
und des isi – institut für systemische impulse

Veranstaltungsreihe Um 6 im Kreis 5

Um 6
im
Kreis
5

**Ist da was schiefgegangen?
Fehlerkompetenz im Arbeitsalltag** 7. Feb. 2017, 18.00 Uhr
Eine Veranstaltung des Instituts für
Sozialmanagement

**Leben an der Armutsgrenze:
Herausforderungen für ältere Menschen** 7. März 2017, 18.00 Uhr
Eine Veranstaltung des Zentrums Lehre

Achtsame Führung – mehr als ein Boom? 4. April 2017, 18.00 Uhr
Eine Veranstaltung des Instituts für
Sozialmanagement

**Räume sozial nutzen:
Gemeinden im Wandel** 2. Mai 2017, 18.00 Uhr
Eine Veranstaltung des Instituts für Vielfalt
und gesellschaftliche Teilhabe

Infoveranstaltungen

Masterstudium in Sozialer Arbeit 9. Jan. 2017, 18.00 Uhr

Weiterbildung in Sozialer Arbeit 11. Jan. 2017, 18.00 Uhr

Masterstudium in Sozialer Arbeit 1. März 2017, 18.00 Uhr

Weiterbildung in Sozialer Arbeit 5. April 2017, 18.00 Uhr

Masterstudium in Sozialer Arbeit 6. April 2017, 18.00 Uhr

Masterstudium in Sozialer Arbeit 11. Mai 2017, 18.00 Uhr

Masterstudium in Sozialer Arbeit 21. Juni 2017, 18.00 Uhr

Masterstudium in Sozialer Arbeit 21. Juni 2017, 18.00 Uhr

Laufend über alle
Veranstaltungen informiert:
[www.zhaw.ch/
sozialarbeit/newsletter](http://www.zhaw.ch/sozialarbeit/newsletter)

Alle Veranstaltungen und Anmeldung unter:
www.zhaw.ch/sozialarbeit/veranstaltungen

Herr Beutler.

von Guy Krneta
Illustration: Olivia Aloisi

Är heig uf dr Rächtnig gseh, het dr Herr Beutler gseit, dass'r wider e Schtuefen ufegrütscht syg. U är nähm aa, das heig drmit z tüe, dass är si, d Frou Geissbüeler, letscht Wuhe mau heig gfragt gha, öb sin ihm uf ds WC häuf. Är chönn guet elei uf ds WC, het dr Herr Beutler gseit, är bruuch ke Hiuf, är heig letscht Wuhe nume gfragt, wüu's ihm grad chly trümmelig syg gsi, im Momänt. Aber wen'r nächär gsääch, was das für gravierend Foughe heig, wärd'r ds nächscht Mau sicher nimm frage. – Natürlech söu'r frage, het d Frou Geissbüeler gseit, für das syge si da. U das mit dene Schtuefe dörf'r nid pärsönlech näh. Das heig mit dr Chrankekasse z tüe u denen ihrem Abrächtnigssyschem. Für ihn bedüt das nüt. – Win'r's de süsch söu näh, het dr Herr Beutler gseit, we nid pärsönlech. Är göng pärsönlech uf ds WC. U wen'r wider e Schtuefen uferütsch, eini meh Richtig Himu, träff ihn das pärsönlech. Vor auem we's grundlos syg. Är chönn nämlech guet elei uf ds WC. – Das wüss si dank, het d Frou Geissbüeler gseit. U si heig ihn würklech nid wöue chränke. Ds Problem syg eifach, di Chrankekasse schpari a aunen Eggen u Ändi. U dass öpper überhaupt choschtedeckend syg, müessi si ab und zue e Schtuefen ufe, o we's nid geng ganz grächtfertiget syg. – Das syg überhaupt nid grächtfertiget, het dr Herr Beutler gseit. U är vrschtöng di Chrankekasse, dass si sech wehri, we me nen e WC-Hiuf vrächni, wo niemer bruuch. Uf dr angere Syte gsääch'r scho, was si aus z tüe heige, jede Tag, wi viu Lüt hie schaffi. U är wöu uf jede Fau choschtedeckend sy. Nid dass si druflegi, wäg ihm, wenn müglech no pärsönlech. U drum frag'r haut, wen'r scho mau di Schtuefen ufe-grütscht syg, öb si, d Frou Geissbüeler, ihm nid schnäu chönnt häufe für uf ds WC. Es syg ihm nämlech grad im Momänt e chly trümmelig.

Guy Krneta studierte Theaterwissenschaft in Wien und Medizin in Bern. Nach Stationen als Regieassistent, Leiter und Dramaturg an verschiedenen Theatern im In- und Ausland ist er seit 2002 als freier Autor tätig.



Schlusswort

Sowohl als auch statt entweder oder

Theorie oder Praxis? Dieser Gegensatz ist immer wieder Gegenstand engagierter Diskussionen im Umfeld Sozialer Arbeit. Erfahrene, kompetente Sozialarbeitende brechen eine Lanze für Praxis, Sozial- und Selbstkompetenz sowie für Selbsterfahrung. Meinerseits halte ich dann die Fahne hoch für klare Argumentationen, für konzeptionelles Denken und Handeln wie auch für die Notwendigkeit, das eigene Tun fachlich begründen zu können. Meist gehen die Gesprächswogen für einige Zeit hoch und wir Beteiligten finden zu Umrissen einer Verständigung.

Es geht nämlich nicht darum, die beiden Seiten gegeneinander auszuspielen. Selbstverständlich gehören zu den erwünschten Fähigkeiten von Sozialarbeitenden Selbstreflexion, einem Gegenüber – sei es eine Klientin, ein Klient oder ein Behördenmitglied – angemessen und offen zu begegnen und Gespräche zielführend gestalten zu können. Es braucht aber auch inhaltliches Wissen zu Handlungsfeldern: Denken wir hier zum Beispiel an die spezifischen Kenntnisse, die Interventionen im Umfeld von Schule und Familie oder im Strafvollzug erfordern. In beiden Bereichen ist die Soziale Arbeit mit anderen Professionen am Werk. Und sie tut gut daran, sich ihrer eigenen Kompetenzen und Wirkungen bewusst zu sein, diese zu vertreten, zu reflektieren und weiterzuentwickeln.

Wir spüren es täglich in der konkreten Arbeit und im medialen Diskurs: Soziale Arbeit findet immer in einem gesellschaftlichen und politischen Umfeld statt. Um Wirkung zu erzielen, müssen Sozialarbeitende damit vertraut sein und umsichtig und zielführend darin handeln. Etwas vom Spannenden an der Sozialen Arbeit ist, dass sie Wissen und Können auf sehr verschiedenen Ebenen erfordert. Es müssen nicht alle dasselbe können, aber alle zusammen müssen wir die Bandbreite der erforderlichen Kompetenzen abdecken und weiterentwickeln.

Herzlich

Ursula Blosser
Direktorin
ZHAW Soziale Arbeit

Impressum

Redaktion: ZHAW Soziale Arbeit, Nicole Barp, nicole.barp@zhaw.ch, Pfingstweidstrasse 96, Postfach 707, 8037 Zürich

Auflage: 25 500 Ex. / Erscheint zweimal jährlich

Gestaltung: Notice Kommunikation & Design, Zürich

Adressänderung: www.zhaw.ch/sozialarbeit/adressaenderung

«sozial» bestellen/abbestellen:

adressverwaltung.sozialarbeit@zhaw.ch

Zürcher Hochschule
für Angewandte Wissenschaften

zhaw Soziale Arbeit